

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Vargas Llosa, Mario
Briefe an einen jungen Schriftsteller

Wie man Romane schreibt
Aus dem Spanischen von Clementine Kügler

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3601
978-3-518-45601-9

suhrkamp taschenbuch 3601

Er hat zahlreiche Romane geschrieben, viele Essays und Artikel verfaßt – Mario Vargas Llosa zählt zu den erfolgreichsten Schriftstellern unserer Zeit. Wie ein guter Roman entsteht und welches Handwerkszeug der Autor beherrschen muß, beschreibt er unterhaltsam und äußerst kenntnisreich in diesem Buch. Große Romane, wie *Madame Bovary*, *Moby Dick*, *Don Quijote*, führt er als Beispiele an, tut das, was, wie er selbst sagt, nicht erlaubt ist: sie auseinandernehmen, zerstückeln, sie in Raum, Zeit, Erzählerfiguren zergliedern. Um schließlich zu dem zurückzukehren, was den guten Roman ausmacht: seine Überzeugungskraft, die nicht zuletzt durch die Leidenschaft, die Hingabe des Schriftstellers zu erreichen ist.

Literarisch Interessierten, Schülern, Studenten, jedem wird die Lektüre dieses Buches eine Tür öffnen zum Geheimnis, das hinter großer Literatur steckt.

»Vargas Llosas Briefe sind ein faszinierendes Buch über Romane, über das Lesen und das Handwerk des Schreibens, das eben doch nicht so einfach ist wie mancher amerikanische Bestseller aus einer Creative-Writing-Schmiede vermuten läßt.«

Gert Scobel

Mario Vargas Llosa wurde 1936 in Arequipa/Peru geboren, heute lebt er in London, Paris und Madrid. Sein schriftstellerisches Werk erscheint auf deutsch im Suhrkamp Verlag; zuletzt der Roman *Das Paradies ist anderswo*.

Mario Vargas Llosa
Briefe an einen
jungen Schriftsteller
Wie man Romane schreibt
Aus dem Spanischen von
Clementine Kügler

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel
Cartas a un joven novelista.
bei Editorial Planeta, Barcelona
© Mario Vargas Llosa, 1997

Umschlagfoto: Abe Frajndlich / Agentur Focus

Die erste Auflage des Buches erschien unter dem Titel
Wie man Romane schreibt.

Deutsche Erstausgabe
suhrkamp taschenbuch 3601
Erste Auflage 2004
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten durch Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-45601-9

4 5 6 7 8 9 - 15 14 13 12 11 10

Briefe an einen
jungen Schriftsteller

INHALT

- I. Parabel vom Bandwurm 9
 - II. Der Catoblepas 20
 - III. Die Überzeugungskraft 28
 - IV. Der Stil 33
 - V. Der Erzähler. Der Raum 42
 - VI. Die Zeit 56
 - VII. Die Realitätsebene 68
 - VIII. Wechsel und qualitative Sprünge 80
 - IX. Chinesische Kästchen 90
 - X. Die unterschlagene Information 97
 - XI. Die kommunizierenden Röhren 107
 - XII. Postskriptum 115
- Anmerkungen 117

I PARABEL VOM BANDWURM

Lieber Freund,

Ihr Brief hat mich gerührt, da ich mich durch ihn wieder als Vierzehn- oder Fünfzehnjährigen im grauen Lima der Diktatur des Generals Odría gesehen habe, begeistert von der Vorstellung, eines Tages Schriftsteller zu sein, und gleichzeitig deprimiert, weil ich nicht wußte, was ich tun mußte, wo ich anfangen sollte, um diese Berufung Gestalt annehmen zu lassen, die ich in mir wie einen dringlichen Befehl fühlte: Geschichten zu schreiben, die ihre Leser hinreißen, so wie mich die jener Schriftsteller hingerissen haben, die ich in meinen privaten Pantheon zu stellen begann – Faulkner, Hemingway, Malraux, Dos Passos, Camus, Sartre.

Viele Male ging mir durch den Kopf, einem von ihnen – damals lebten sie alle noch – zu schreiben und um Rat zu bitten, wie man Schriftsteller wird. Ich habe mich, aus Schüchternheit oder vielleicht aus diesem hemmenden Pessimismus heraus, nie getraut. Warum ihnen denn schreiben, wenn ich doch weiß, daß keiner sich zu einer Antwort an mich herablassen wird? Ein Pessimismus, der die Berufung vieler junger Leute im Keim erstickt in solchen Ländern, in denen die Literatur den meisten Menschen nicht viel bedeutet und nur am Rande des gesellschaftlichen Treibens wie eine fast heimliche Verrichtung überlebt.

Sie haben sich nicht lähmen lassen, denn Sie haben mir geschrieben. Das ist ein guter Anfang für das Abenteuer, auf das Sie sich einlassen wollen und von dem Sie sich vermutlich, auch wenn Sie es nicht erwähnen, Wunderbares versprechen. Ich möchte Ihnen raten, nicht zuviel zu erwarten und sich keine allzu großen Hoffnungen auf Erfolg zu machen. Es gibt keinen Grund, weshalb Sie ihn nicht haben sollten, ganz im Gegenteil, aber wenn Sie beharrlich sind

und schreiben und veröffentlichen, dann werden Sie bald merken, daß die literarischen Preise, die öffentliche Anerkennung, der Verkauf der Bücher, das Prestige eines Schriftstellers einen eigenen, völlig willkürlichen Weg gehen. Manchmal verweigern sie sich hartnäckig gerade denen, die sie am meisten verdienten, und bedrängen und überschütten diejenigen, die am wenigsten Anspruch hätten. Wer also im Erfolg die wichtigste Triebfeder seiner Berufung sieht, dessen Traum wird vermutlich vereitelt, da er literarische Berufung mit einer Berufung zum eitlen Schein und ökonomischen Gewinn, wie er einigen wenigen Schriftstellern zuteil wird, verwechselt. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun.

Die wichtigste Eigenschaft der literarischen Berufung ist vielleicht, daß derjenige, der sie spürt, in der Ausübung seine schönste Belohnung sieht. Diese Belohnung ist viel befriedigender, als es je die Früchte des Erfolgs sein könnten. Das ist meine feste Überzeugung inmitten vieler Zweifel über die literarische Berufung: der Schriftsteller fühlt zutiefst, daß Schreiben das Beste ist, was ihm passieren kann, denn es bedeutet für ihn die beste Art zu leben, ganz abgesehen von den gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Folgen, die das Schreiben nach sich ziehen kann.

Die Berufung scheint mir der unerläßliche Ausgangspunkt, um über das zu reden, was Sie bewegt und quält: Wie wird man ein Schriftsteller? Das ist fraglos ein geheimnisumwobenes, mit Zweifeln und subjektiven Anschauungen besetztes Thema. Aber das soll kein Hindernis sein, eine rationale Erklärung zu finden und auf selbstgefällige Mythologie, auf anmaßend religiöse Töne zu verzichten, mit denen die Romantiker spielten, als sie den Schriftsteller zu einem Auserwählten der Götter machten: ein von übermenschlichen Kräften ausgezeichnetes transzendentes Wesen, befugt, jene göttlichen Wörter zu schreiben, durch deren Fluidum der menschliche Geist sich selbst überhöhte

und dank der Infizierung mit soviel Schönheit Unsterblichkeit erlangte.

Heute spricht niemand mehr auf diese Art und Weise von der literarischen oder künstlerischen Berufung, aber, auch wenn die Erklärung weniger großartig und schicksalhaft ist, bleibt sie doch nebulös. Eine unklare Veranlagung verleitet bestimmte Menschen dazu, sich einer Aktivität zu widmen, zu der sie sich eines schönen Tages berufen, ja geradezu gezwungen fühlen, weil sie ahnen, daß nur das Verwirklichen der Berufung – indem sie beispielsweise Geschichten schreiben – ihnen erlaubt, mit sich selbst ganz im Einklang zu sein, das Beste zu geben, das sie besitzen, ohne das traurige Gefühl haben zu müssen, ihr Leben zu vertun. Ich glaube nicht, daß die Menschen, sei es aus Zufall oder weil eine launische Gottheit Begabungen, Unfähigkeiten, Verlangen und Unlust zuteilt, mit einem vorprogrammierten Schicksal geboren werden. Aber heute glaube ich auch nicht mehr, was ich in meiner Jugend unter dem Einfluß des Voluntarismus der Existentialisten, hauptsächlich Sartres, dachte: daß die Berufung auch eine *Wahl*, eine freie Entscheidung des individuellen Willens hinsichtlich der Zukunft sei. Auch wenn die literarische Berufung nicht etwas Schicksalhaftes, in den Genen des zukünftigen Schriftstellers Festgelegtes ist, sondern eher Disziplin und Ausdauer in einigen Fällen das Genie formen, so bin ich doch überzeugt, daß sich die literarische Berufung nicht nur als eine freie Wahl erklären läßt. Die Wahl oder Entscheidung gehört für mich unbedingt dazu, aber erst an zweiter Stelle, nachdem eine erste subjektive Voraussetzung erfüllt ist, die angeboren oder in der Kindheit und frühesten Jugend erworben wurde und durch die rationale Entscheidung gestärkt, aber nicht hervorgerufen werden kann.

Wenn ich mich nicht irre, hat jeder Mensch schon früh, in der Kindheit oder zu Beginn der Jugend, die *Veranlagung*, sich in seiner Phantasie Personen, Situationen, Anek-

doten, eine andere Welt als die, in der er lebt, auszumalen. Diese Neigung ist der Ausgangspunkt für das, was man später als literarische Berufung bezeichnen kann. Natürlich liegt zwischen dem Hang, der realen Welt und dem wirklichen Leben auf den Flügeln der Phantasie zu entfliehen, und dem literarischen Schaffen ein Abgrund, den die meisten Menschen nicht überwinden. Die das tun und zu Schöpfern einer Welt des geschriebenen Wortes werden, sind eine Minderheit. Der Neigung oder dem Hang fügten sie die freie Entscheidung des Willens, was Sartre eine *Wahl* nannte, hinzu. In einem bestimmten Moment entschieden sie, Schriftsteller zu werden. Sie ernannten sich dazu. Sie haben ihr Leben danach ausgerichtet, ihre Neigung, die sich zuvor in den nicht greifbaren und geheimen Gefilden des Geistes mit dem Fabulieren anderer Leben und anderer Welten begnügte, auf das geschriebene Wort zu übertragen. Das erleben Sie gerade: den schwierigen und aufregenden Moment, in dem Sie entscheiden müssen, ob Sie sich eine fiktive Realität nicht nur vorstellen, sondern sie durch das Schreiben auch festhalten wollen. Wenn Sie sich dazu entschließen, haben Sie einen sehr wichtigen Schritt getan, obwohl das noch keine Garantie für Ihre Zukunft als Schriftsteller ist. Aber nur wenn Sie darauf drängen, Schriftsteller zu werden, und sich dafür entscheiden, Ihr Leben dieser Berufung unterzuordnen, werden Sie Ihr Ziel erreichen.

Was löst diese frühe Neigung, sich Figuren und Geschichten auszudenken – der Ausgangspunkt der Berufung zum Schriftsteller –, aus? Ich glaube, die Antwort lautet: Auflehnung. Wer sich eine Welt erfindet, die anders ist als die in Wirklichkeit erlebte, drückt damit indirekt Ablehnung und Kritik am wirklichen Leben, an der realen Welt aus und zeigt sein Bedürfnis, sie durch eine nach eigener Vorstellung und eigenen Wünschen geformten Welt zu ersetzen. Weshalb sollte jemand seine Zeit mit etwas so Vergänglichem und Illusorischem wie dem Schaffen fiktiver

Realitäten verbringen, wenn er hoch zufrieden wäre mit der Wirklichkeit und seinem realen Leben? Aber wer sich gegen letzteres auflehnt, indem er ein anderes Leben und andere Menschen erschafft, kann dafür eine Unzahl von Gründen haben. Selbstlose oder schändliche, großzügige oder schäbige, komplexe oder banale. Die Motivation des Infragestellens, das hinter jeder Berufung zum Geschichtenerzähler steckt, ist unwichtig. Wichtig ist, daß diese Auflehnung radikal genug ist, um wie Don Quijote mit Lanzen gegen Windmühlen zu kämpfen und mit Begeisterung die konkrete und objektive Welt durch die subtile und flüchtige der Einbildung ersetzen zu wollen.

Obwohl dieses Unterfangen der Phantasie entspringt – es ist subjektiv, figurativ, nicht historisch –, hat es langfristig Auswirkungen auf die reale Welt, auf das Leben der Menschen aus Fleisch und Blut.

Diese Auflehnung gegen die Realität – die heimliche Triebfeder der Literatur und literarischen Berufung – führt dazu, daß die Literatur uns ein einzigartiges Zeugnis einer bestimmten Epoche hinterläßt. Das in Büchern (besonders den gelungenen) beschriebene Leben ist niemals das, was diejenigen, die es ausdachten, aufschrieben, vorlasen oder feierten, *wirklich* erlebt haben, sondern das erdichtete, das sie künstlich schaffen mußten, weil sie es in der Wirklichkeit nicht leben konnten. Ebendeshalb fanden sie sich damit ab, es auf diese indirekte und subjektive Weise als Traum und Phantasie zu leben. Die fiktive Literatur ist eine Lüge, die eine tiefe Wahrheit verbirgt; sie ist das Leben, das es nicht gab, das Männer und Frauen einer bestimmten Epoche führen wollten und nicht konnten und deshalb erfinden mußten. Sie ist kein historisches Abbild, sondern eher ihr Gegenbild; das, was nicht geschah, was genau deshalb mit Phantasie und Worten erfunden werden mußte, um die Sehnsucht zu lindern, die das wirkliche Leben nicht befriedigen konnte, um die Leere zu füllen, die Frauen und

Männer um sich fühlten und mit selbstgeschaffenen Geistern zu bevölkern suchten.

Natürlich ist diese Auflehnung relativ. Viele Geschichtenerzähler sind sich ihrer nicht einmal bewußt und würden, wenn sie sich über die rebellische Natur ihrer phantasievollen Berufung im klaren wären, überrascht und erschrocken reagieren, denn eigentlich fühlen sie sich keineswegs als heimliche Sprengmeister der Welt, in der sie leben. Andererseits handelt es sich um einen ziemlich friedvollen Protest, denn welcher Schaden entsteht dem realen Leben schon, wenn man ihm das nicht greifbare Leben der fiktiven Literatur entgegensetzt? Welche Gefahr birgt diese Konkurrenz? Auf den ersten Blick: keine. Es handelt sich doch um ein Spiel, nicht wahr? Und Spiele sind gewöhnlich nicht gefährlich, solange sie ihr Terrain nicht überschreiten und sich nicht in das reale Leben einmischen. Wenn allerdings beispielsweise Don Quijote oder Madame Bovary sich darauf versteifen, die literarische Schöpfung mit dem Leben zu verwechseln, und so tun, als wäre das Leben so, wie es im Roman erscheint, hat das dramatische Folgen. Wer so vorgeht, bezahlt mit furchtbaren Enttäuschungen.

Das literarische Spiel ist nicht harmlos. Die fiktive Literatur entsteht aus tiefster Unzufriedenheit mit dem wirklichen Leben und kann gleichzeitig wiederum Quelle von Unruhe und Unzufriedenheit sein. Wer dank der Literatur eine große Fiktion *lebt* – wie die beiden erwähnten Figuren von Cervantes und Flaubert –, kehrt in das wirkliche Leben sehr viel sensibilisierter für dessen Beschränkungen und Unvollkommenheiten zurück, ist durch die großartigen Phantasien darüber im Bilde, daß Realität und wirkliches Leben unendlich viel mittelmäßiger sind als die erfundene Welt der Schriftsteller. Diese Unruhe, welche gute Literatur gegenüber der Realität erzeugt, übersetzt sich unter bestimmten Umständen auch in Auflehnung gegen Autoritäten, Institutionen oder den herrschenden Glauben.

Deshalb mißtraute die spanische Inquisition der fiktiven Literatur, unterwarf sie strenger Zensur und ging so weit, sie 300 Jahre lang in allen amerikanischen Kolonien zu verbieten. Der Vorwand lautete, daß diese wahnwitzigen Geschichten die Indios von Gott ablenkten – die einzige wirkliche Sorge einer theokratischen Gesellschaft. Wie die Inquisition haben alle Regierungen und Regime, die darauf erpicht waren, das Leben ihrer Bürger zu kontrollieren, der Literatur mißtraut und sie der Überwachung und Zählung durch die Zensur unterworfen. Sie irrten nicht: Unter dem Deckmantel der Harmlosigkeit ist das Erfinden fiktiver Welten ein Weg, sich frei zu fühlen und sich gegen diejenigen aufzulehnen, die die Freiheit unterdrücken wollen, seien es religiöse oder weltliche Machthaber. Darin liegt der Grund, daß alle Diktaturen – Faschismus, Kommunismus, islamischer Integritismus, afrikanischer oder lateinamerikanischer Militärdespotismus – versucht haben, die Literatur zu kontrollieren, indem sie ihr die Zwangsjacke der Zensur anlegten.

Aber mit diesen allgemeinen Überlegungen sind wir etwas von Ihrem konkreten Fall abgekommen. Sie haben in Ihrem Innersten diese Neigung gespürt und aus freiem Willen heraus entschieden, sich der Literatur zu widmen. Und jetzt?

Ihre Entscheidung, aus der Begeisterung für die Literatur Ihr Schicksal zu machen, muß zur Fronarbeit, ja zur Sklaverei werden. Um Ihnen das plastisch darzustellen: Sie haben gerade etwas getan, was die Damen im 19. Jahrhundert taten, die über ihren Leibesumfang entsetzt waren. Um die schlanke Figur einer Sylphide zu erlangen, schluckten sie einen Bandwurm. Ist Ihnen einmal jemand begegnet, der von diesen grauenhaften Parasiten befallen war? Mir schon, und ich kann Ihnen versichern, daß diese Damen Heldinnen, ja Märtyrerinnen der Schönheit waren. Anfang der sechziger Jahre in Paris hatte ich einen wunderbaren spani-

schen Freund, José María. Er war Maler und Filmemacher und litt an dieser Krankheit. Wenn ein Bandwurm sich erst einmal in einem Organismus eingenistet hat, wird er eins mit ihm, ernährt sich von ihm, wächst und stärkt sich auf seine Kosten, und es ist sehr schwierig, ihn aus diesem Körper, den er kolonisiert hat und in dem er gedeiht, zu vertreiben. José María wurde immer dünner, obwohl er ständig aß und vor allem Milch trank, um die Gier des Tieres zu stillen, das in seinen Eingeweiden nistete. Wenn er das nicht tat, ging es ihm miserabel. Doch alles, was er aß und trank, diente nicht seinem eigenen Wohlbefinden und Vergnügen, sondern dem des Bandwurms. Eines Tages, als wir in einem kleinen Bistro in Montparnasse miteinander sprachen, überraschte er mich mit folgendem Geständnis: »Du und ich, wir unternehmen so viel zusammen. Wir gehen ins Kino, in Ausstellungen, durchstöbern Buchläden und reden stundenlang über Politik, Bücher, Filme, gemeinsame Freunde. Und du glaubst, daß ich das wie du aus Spaß mache. Du irrst dich. Ich mache das für ihn, für den Bandwurm. Das jedenfalls glaube ich: alles in meinem Leben gilt jetzt nicht mir, sondern diesem Wesen, das ich in meinem Inneren trage und dem ich diene.«

Seitdem vergleiche ich die Situation des Schriftstellers gerne mit der meines Freundes José María, als er den Bandwurm hatte. Die literarische Berufung ist kein Amüsement, kein Sport, kein raffiniertes Spiel, das man in seiner Freizeit betreibt. Sie erfordert ausschließliche Hingabe, hat vor allem anderen Priorität, ist freiwillige Fronarbeit, die aus ihren Opfern – glücklichen Opfern – Sklaven macht. Wie der Bandwurm für meinen Pariser Freund wird die Literatur zur Dauerbeschäftigung, etwas, das die Existenz bestimmt, das viel mehr Zeit in Anspruch nimmt als geplant und alles Tun beeinflusst, denn die literarische Berufung nährt sich vom Leben des Schriftstellers genauso wie der ewig lange Bandwurm vom Körper, in dem er haust. Flaubert sagte:

»Schreiben ist eine Form des Lebens.« Mit anderen Worten, wer sich diese schöne und fesselnde Berufung zu eigen macht, schreibt nicht, um zu leben, sondern lebt, um zu schreiben.

Die Idee, den Beruf des Schriftstellers mit einem Bandwurm zu vergleichen, ist nicht neu. Das habe ich gerade bei Thomas Wolfe entdeckt, dem Vorbild Faulkners und Autor zweier anspruchsvoller Romane: *Von Zeit und Strom* und *Schau heimwärts, Engel*. Er beschreibt seine Berufung wie das Einnisten eines Wurms in seinem Inneren: »Der Schlaf war für immer tot, die gnädige, dunkle und süße Auflösung des Kindheitsschlafes. Der Wurm hatte sich mir ins Herz gefressen, der Wurm zingelte sich darin und fraß an meinem Gehirn, meinem Geist und meinem Gedächtnis. Ich wußte, daß ich schließlich im eigenen Feuer gefangen war, verzehrt war vom eigenen Hunger, festgefangen am Haken des fürchterlichen, unersättlichen Verlangens, das seit Jahren mein Leben verzehrte. Ich wußte, kurz gesagt, daß für immer eine helle Zelle meines Gehirns, meines Herzens oder Gedächtnisses brennen würde – Tag und Nacht, wachend oder schlafend, jeden Augenblick meines Lebens würde der Wurm nagen und das Licht brennen – es gab keine Betäubung durch Nahrung, Freundschaft, Reise, Sport, Frauen, die es jemals zu löschen vermochte, es gab keine Flucht davor, bis mein Tod völlige Dunkelheit in mir ausbreitete. Ich wußte, ich war nun ein Schriftsteller geworden: Ich wußte nun, was einem Menschen geschieht, der das Leben eines Schriftstellers zu dem seinen macht.«¹

Nur wer die Literatur wie eine Religion begreift und bereit ist, dieser Berufung seine Zeit, Energie und Kraft zu widmen, kann wirklich Schriftsteller werden und ein Werk schaffen, das ihn überdauert. Diese andere mysteriöse Sache, die wir Talent oder Genie nennen, ist nicht angeboren – nicht bei den Schriftstellern, vielleicht manchmal bei Musikern und Dichtern (klassische Beispiele sind natürlich

Mozart und Rimbaud) –, sondern wird in einem langen Prozeß, durch viele Jahre der Disziplin und Ausdauer, herausgebildet. Niemand wird als Schriftsteller geboren. Alle großen und bewunderungswürdigen Schriftsteller waren anfangs Schreiberlehrlinge, die ihr Talent durch Beharrlichkeit und tiefste Überzeugung geformt haben. Natürlich ist für jeden Anfänger das Beispiel jener Schriftsteller ermutigend, die im Gegensatz zu Rimbaud, der ein genialer Dichter im Jünglingsalter war, ihr Talent erarbeiten mußten.

Wenn Sie die Entwicklung des literarischen Genies interessiert, dann empfehle ich Ihnen den umfangreichen Briefwechsel Flauberts, vor allem die Briefe, die er seiner Geliebten Louise Colet zwischen 1850 und 1854 geschrieben hat, als er *Madame Bovary*, sein erstes Meisterwerk, verfaßte. Mir hat die Lektüre dieser Briefe sehr geholfen, als ich meine ersten Bücher schrieb. Auch wenn Flaubert ein Pessimist war und seine Briefe voller Schmähungen gegen die Menschheit stecken, kannte seine Liebe zur Literatur keine Grenzen. Deshalb nahm er seine Berufung wie ein Gekreuzigter hin, lieferte sich ihr Tag und Nacht mit fanatischer Überzeugung aus und verlangte sich Unsägliches ab. Auf diese Weise konnte er seine Schranken überwinden, die in den frühen, nach dem Geschmack der romantischen Mode rhetorisch versklavten Schriften auffallen, und Romane wie *Madame Bovary* und *Lehrjahre des Gefühls* schreiben, vielleicht die ersten modernen Romane überhaupt.

Ein weiteres Buch, das ich Ihnen empfehlen möchte, stammt von einem ganz anderen Autor, dem Nordamerikaner William Burroughs, und heißt *Junkie (The Naked Lunch)*. Als Schriftsteller interessiert Burroughs mich überhaupt nicht: seine psychodelischen Experimente haben mich immer so gelangweilt, daß ich wahrscheinlich keine einzige dieser Geschichten zu Ende gelesen habe. Aber sein erstes Buch, *Junkie*, autobiographisch und voller Fakten, in dem er beschreibt, wie er drogenabhängig wurde und wie

diese Abhängigkeit von den Drogen – eine freie Wahl bestärkt eine gewisse Neigung – aus ihm einen glücklichen Sklaven, einen willentlichen Diener seiner Sucht gemacht hat, ist eine treffende Beschreibung dessen, was die literarische Berufung ist, welche absolute Abhängigkeit sie zwischen dem Autor und seinem Handwerk schafft und wie sie von allem, was er darstellt, tut oder unterläßt, zehrt.

Lieber Freund, ich habe mehr geschrieben, als es für die Gattung Brief empfehlenswert ist, deren Würze doch in der Kürze liegt, deshalb verabschiede ich mich für heute.

Mit herzlichen Grüßen.

II. DER CATOBLEPAS

Lieber Freund,

Ihr letzter Brief hat mich sehr beschäftigt. Nicht nur, weil Sie so begeistert sind – auch ich glaube, daß die Literatur das Beste ist, was gegen das Unglück erfunden wurde –, sondern auch wegen Ihrer Fragen. Woher stammen die Geschichten der Romane? Wie findet ein Schriftsteller die Themen? Nachdem ich eine ganze Reihe fiktiver Werke geschrieben habe, frage ich mich das noch genauso wie zu Anfang meiner literarischen Lehrjahre.

Ich habe eine Antwort, die ich erläutern muß, damit sie nicht wie eine Dummheit klingt. Der Ursprung aller Geschichten ist die Erfahrung des Erfinders. Das Erlebte ist die Quelle, aus der die Dichtung schöpft. Das bedeutet natürlich nicht, daß ein Roman immer eine verkappte Biographie des Autors ist; eher, daß in jedem fiktiven Werk, selbst in der freiesten Phantasie, ein Körnchen zu finden ist, das mit den Erfahrungen der Person zu tun hat, die es schuf. Ich wage zu behaupten, daß es von dieser Regel keine Ausnahme gibt und demzufolge die chemisch reine Erfindung auf literarischem Gebiet nicht existiert. Fiktive Werke sind immer mit Phantasie und Kunstfertigkeit errichtete Gebäude. Ihr Fundament sind bestimmte Tatsachen, Personen, Umstände, die im Gedächtnis des Schriftstellers haften geblieben sind und seine schöpferische Phantasie in Bewegung gesetzt haben. Ausgehend von jenem Saatkorn errichtet die Phantasie ein so reiches und vielfältiges Universum, daß es oftmals unmöglich ist, später das autobiographische Material zu erkennen, das den Ausgangspunkt und gewissermaßen die geheime Verbindung der Erfindung mit ihrem Gegenbild, der realen Wirklichkeit, darstellt.

In einem meiner ersten Vorträge versuchte ich, diesen